



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Geschichte

**Altgermanische Meeresherrschaft.** Erst seit wenigen Jahrzehnten hat das deutsche Volk politische Seegehung erobert. Etwa drei Jahrhunderte, von 1250 bis 1550, vertrat der Hansebund die Stelle einer deutschen Seemacht, aber dann wurde unser Vaterland von neuem wehrlos zur See, selbst die rühmlichen Versuche des Großen Kurfürsten von Brandenburg änderten wenig daran. Unter dessen waren andere germanische Staaten mächtig zur See: Norwegen, Dänemark, Schweden, England entwickelten sich schon im Mittelalter zeitweilig zu ansehnlicher Stärke; später war Holland ein Jahrhundert lang die erste Seemacht der Welt, bis England sich zum zweitenmal auf das wogende Element warf und die Herrschaft darauf behielt.

Wasserscheu kann man unseren Vorfahren nicht vorwerfen, im Gegenteil, die teutonische Rasse, zu der auch sie gehörten, ist an Neigung für die Seeschifffahrt, an kühnem Wagemut, an nautischer Kunst die erste der Welt. Das wird nur leicht vergessen, weil man die langen Jahrhunderte hindurch Deutschland zur See ohnmächtig sieht, während im Mittelmeer und in Westeuropa, sogar in Skandinavien andere Völker ihre Kriegsflootten entwickelten.

Die Gesamtheit der hierbei in Frage kommenden Gesichtspunkte hat Dr. **Conrad Müller** in einem sehr hübschen und lesenswerten Werke zusammengestellt: **Altgerma-**

**nische Meeresherrschaft** (Gotha, Friedrich Andreas Perthes; 10 M., geb. 11,50 M.). Der Verfasser, Germanist vom Fach, ist in den germanischen Quellen auf diesem Gebiet von Grund aus zu Hause, so daß es ihm gelingt, ein wahrhaft spannendes Gesamtgemälde zu entrollen, das selbst denen interessant sein wird, die die frühmittelalterliche Geschichte Deutschlands selber beherrschen. Der Schwerpunkt liegt durchaus auf dem „Altgermanischen“, denn mit der Besiedlung der deutschen Ostseeküsten durch die Deutschen nimmt die Darstellung ein Ende.

\* \* \*

Naturngemäß spielt in der nordischen Dichtung das Seewesen eine große Rolle, der Oberdeutsche dagegen stand ihm recht fern. In den Träumereien über die Entstehung der Welt lenkt vieles auf das Meer zurück, das dunkle, geheimnisvolle, rätselhafte, das einladende, verlockende und doch so falsche, übergewaltige. Riesen bewohnen, beherrschen es, in den Stürmen, den Wolken, dem Regen verkörpern sich Dämonen, die von den guten Göttern bekämpft und nicht immer überwunden werden. Der See nimmt oft die Seelen und Leichname der Helden auf; man ladet sie auf Schiffe und übergibt diese der See, dem Feuer und dem Sturm. Von einem ganzen vielgestaltigen Völkchen von Elfen, Rixen und Kleingeistern glaubten die Menschen umgeben zu sein.

Zwischen altgermanischem und griechisch-römischem Mythentum ist eine tiefe Kluft. Im sonnigen Süden sind die Götter menschlich von Gestalt und Denkungsart, die riesigen Unholde treten weit zurück. Zeus hat zwar den Blitz, im übrigen bedienen sich die Götter menschlicher Waffen. Im Norden neigt sich der Sinn nicht nur dem Ungeheueren zu, sondern dem Zaubernen, dem Spukhaften. Odin ist der zaubernde Gott, der mit geheimnisvollen Sprüchen seine Wunder tut. Das Beschwören der Abgeschiedenen durch Sprüche und wunderbare Handlungen spielt im Norden eine große Rolle, während die Herauslockung der Unterwelt durch Odysseus im antiken Wunderwesen sehr vereinzelt dasteht. Dieses ganze Gebiet stellt Conrad Müller unter der Überschrift „Seemythische Niederschläge“ vortrefflich zusammen, seinem Ziel entsprechend, dabei das Seewesen gebührend in den Vordergrund.

Von der nordgermanischen Schiffahrt in allen ihren Zweigen stellt unser Verfasser viel Interessantes zusammen, wobei in erster Linie die isländisch-standinavischen Sagen und Chroniken, dann das angelsächsische Beowulflied und endlich das im dreizehnten Jahrhundert in Bayern oder Tirol aufgezeichnete, jedoch stofflich durchaus dänische Gudrunlied reiche Ausbeute liefern.

Von der germanischen Meeresherrschaft im frühen Mittelalter wissen wir nichts. Britannien war bis um 450 keltisch-römisch. Vor irgendwelcher geschichtlichen Aufzeichnung aus jener Zeit und Gegend, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, müssen sich die Goten von beiden Seiten der mittleren Ostsee aufgemacht haben — die schwedischen müssen also zu Schiff herübergekommen sein — und südostwärts jene bedeutsamen Wanderzüge unternommen haben, mit denen wir den Abschnitt der „Völkerwanderung“ zu beginnen pflegen.

Langsam wälzten sich die Massen der Völker neuen Ländern zu. Die Ostgoten zogen am Dnjepr hinunter zum Schwarzen Meer, wo sie 214 n. Chr. den ersten geschichtlich gemeldeten Zusammenstoß mit den Römern hatten. Die Westgoten wählten einen Weg durch Schlesien, Galizien, das heutige Rumänien. Mit den Goten zogen die verwandten

Stämme der Gepiden, Alanen, Vandalen und andere. Die Westgoten betätigen sich nicht als Seevolk, sie endigen in Südfrankreich und Spanien; die Ostgoten aber nehmen am Pontos ihre seemannischen Überlieferungen wieder auf, bauen Schiffe, bauen Flotten und brandschätzen alsbald die umliegenden Länder. Bald belagern sie blühende Städte des römischen Orients, fahren an Byzanz vorbei, kommen bis Kreta, siegen zu Schiff und zu Lande und werden manchmal zu Lande besiegt. 451 machen sie Attilas Zug nach Gallien mit, aus dessen Mißerfolg weiterhin ihr norditalienisches Reich unter Theodorich und seinen Nachfolgern hervorgeht. Schon die früher hierher gekommenen oberdeutschen Stämme hatten keine Beziehung zur See gehabt. Daß aber auch das ostgotische Reich in Ravenna veräumte, sich eine Seemacht zu schaffen, wozu es nur seine pontischen Traditionen hätte fortzusetzen brauchen, muß man mit Conrad Müller als eine Hauptursache seines raschen Untergangs ansehen. Die byzantinischen Flotten unter Belisar und Narjes zertrümmerten den gotischen Bau, was Landheere kaum vermocht hätten.

Im lebhaftesten Gegensatz dazu sollte das gleichzeitige Vandalenreich auf afrikanischem Boden zeigen, was die damaligen Germanen im Mittelmeer konnten. Die an Volkszahl sicher nicht sehr starken Vandalen kamen von Spanien nach der nordafrikanischen Küste und zogen durch das wehrlose Land nach Karthago, wo sie, zu Lande völlig unangreifbar, ihr Reich errichteten. Unter Geiserichs genialer Leitung nahmen sie sofort den Schiffsbau auf und während das Römerreich seine Seemacht gänzlich vernachlässigt hatte, wurden die Vandalen alsbald die Engländer des fünften Jahrhunderts. Ihre Flotten waren allgegenwärtig. Jeder Entstehung einer Seemacht kamen sie durch zerstörende Angriffe zuvor. Das alte germanische Seeheldentum flammte bei den Vandalen, die doch etwa dreihundert Jahre der Salzflut entfremdet gewesen waren, wieder auf. Dann wandte sich das Schicksal. Die Germanen verweichlichten unter dem heißen Klima und dem entnerbenden Luxus. Sie vernachlässigten ihre Flotte, während die Byzantiner die ihrige

schufen und mit ihr wie dem Gotenreich so auch dem der Vandalen ein Ende machten, indem sie Heere heranführten.

Nur noch einmal entsteht ein mittelalterliches Germanenreich am Mittelmeer: das normannische im elften Jahrhundert. Es ist eine ausgesprochene Gründung des Rittertums, aber mit unzulänglichen Volkskräften. Gegenüber den süditalienischen Volksmassen waren der normannischen Ritter zu wenige, unter dem Klima schmolz auch ihre dünne Oberschicht dahin. Langobarden und Franken haben nicht einmal Versuche gemacht.

Unterdessen wurzelte das Nordgermanentum noch immer auf seinem Urboden, und um die Mitte des fünften Jahrhunderts erweiterte es diesen in einer für die ganze Weltgeschichte bedeutungsvollen Weise. Britannien stand schon hoch in römischer Kultur, jedoch war es ungeschützt durch Heer oder Flotte. So konnten die Bewohner der festländischen Nordseeküsten in kleinen maritimen Expeditionen herüberkommen und sich festsetzen, immer mehr Landsleute nach sich ziehend. Die Sachsen von der Weser- und Elbmündung, die Angeln von Schleswig, die Jüten und Normannen, auch sicherlich die nicht genannten Friesen, deren Dialekt dem englischen am ähnlichsten ist, eroberten ohne viel Blutvergießen England und Südschottland. Es ist wohl ein feiner Instinkt der Weltgeschichte, daß sie die Sachsen — und die wohnten damals vorzugsweise an der Elb- und Wesermündung — in die erste Linie stellt, obgleich zeitweilig die Dänen England erobert hatten. Sächsisch waren die Königreiche, die die Normannen eroberten.

Im achten Jahrhundert zeigte sich germanisches Seereditentum in seiner allerausgesprochensten Gestalt, dem Wikingertum. Norwegen, Schweden, Dänen — vom einzelnen wissen wir nicht viel — fanden, daß die weite west- und südeuropäische Kulturwelt mit ihren Reichümern ziemlich wehrlos dalag. Ihr Schiffsbau, ihre Segel- und Steuerkunst hatte sich soweit ausgebildet, daß sie in kleinen Geschwadern stark bemanneter Schiffe auf ferne Fahrten gehen konnten, um reiche Beute zu machen. An persönlicher Kraft und Tapferkeit übertrafen sie wohl alles. Nirgends war man auf ihren Angriff vorbereitet; ehe sich

Widerstand hatte bereiten können, waren sie schon wieder an Bord. Trafen sie doch ausnahmsweise auf überlegene Kräfte, so hielten sie sich heldenmütig bis zu ihren Schiffen durch. Kein Ruhm für ihre Kultur, ihre Sittlichkeit, aber beispielloses Einsetzen der ganzen Persönlichkeit.

Das fränkische Reich empfand stark die Weisheit, der es ausgesetzt war, Karl der Große befahl die Schaffung einer Flotte, um die Räuber in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Ehe sein Wille erfüllt war, starb er, seine schwachen Nachfolger führten nicht aus, was sein staatsmännischer Blick erkannt hatte. So blieben die Wikinger ein Fluch ganz Europas; bis hin nach Byzanz („Numaburg“) gelangten sie. Selbständige Reiche zu gründen war nicht ihre Absicht. Vereinzelt setzten sie sich hier oder dort fest, aber ihre Burgen konnten von den gesammelten Landkräften der Gegner leicht bezwungen werden. So ging jede Pflanzung des Wikingertums wieder zugrunde.

Nur in den armen felsigen Küsten des nordatlantischen Ozeans sollten einige Gründungen Wurzel schlagen: in den kleinen Fäeröer, in Island und zeitweilig auch in Grönland, doch viel später schon bald wieder den Eskimos, die vom Klima wohl härter erzogen waren.

E. Sitzer

## Kunst

**Griechische Museumsverwaltung.** Steht man in der zerrissenen Pracht der gewaltigen Akropolisruinen und blickt in das leere Giebelfeld des ragenden Parthenon empor, das einem wie das geblendete Auge eines dahingefunkenen Riesen entgegenstarrt, dann kann man Byrons Empörung mitempfunden, mit der er seinem Landsmann Elgin fluchte: „Was die Goten nicht nahmen, das raubten die Schotten!“

Die Empörung über die Kunstvandalen macht jedoch sehr bald anderen Gefühlen Platz. Mag man die Ausplünderung der herrlichen Kunststätten anfangs noch so sehr bedauern, — nach einigen Besuchen moderner griechischer Museen beginnt man die Hände zu segnen, die nachmals, wohl in einiger Eile, aber doch vorförmlich die alten Herrlichkeiten nach London, München oder Paris

entführten und wie Heiligtümer weisevoll aufstellten. Demgegenüber ist der ganze griechische Museumsbetrieb barbarisch. Gerade an ihm wird man gewahr, wie wenig diese Neugriechen, vor lauter Dünkel, die Nachkommen der Hellenen zu sein und als solche allein Verständnis für das klassische Zeitalter zu besitzen, an jenen Kunststätten leisten. Sind sie doch längst Kulturbaren geworden, während die einftigen „Barbaren“ den wahren Hellenengeist aufgefogen haben.

Was zunächst den heftigsten Unwillen des Fremdlings erregen muß, ist die Anmaßung, mit der bei der Etikettierung verfahren wird. Abgesehen davon, daß zunächst das wissenschaftlich unschätzbare Kleinmaterial einfach in Kartons zusammengescharrt liegt, tragen auch die besser behandelten Sachen Aufschriften auf verknüllten, schmutzigen Papierzetteln in gänzlich ausgefahlter Tinte und in einem mit unleserlicher Schrift abgefaßten Neugriechisch. In einer Sprache also, die fast nie einem Fremden zugänglich sein dürfte. Diese Anmaßung ist um so befremdlicher, als die Kostbarkeiten der griechischen Museen überwiegend durch die hingebende Arbeit und die Geldopfer der Ausländer dem Erdboden entrissen wurden! Aber vergeblich wird man an diesen von Fremden auf griechischem Boden geschaffenen Kunsttempeln einen dankbaren Hinweis auf diejenigen suchen, welche alle die Schätze aus dem Schutt der Jahrtausende wieder ans Licht zogen. Weder ist etwa im Mykenen-Saal zu Athen eine Wüste Schliekmanns, noch in Kandia eine Denktafel für Evans inmitten der von ihm ergrabenen und bearbeiteten Reliquien der minoischen Kultur zu finden. Und wie in einer unfruchtbaren Wüste sind diese Herrlichkeiten aufgestellt. Der größte Teil sowohl der andächtigen Besucher wie auch der ernstesten wissenschaftlichen Arbeiter und Forscher in jenen Sälen sind Ausländer, die von weither dorthin pilgerten; sie stoßen aber überall auf jene rückfichtslosen, schmierigen Zettel, mit deren Anbringung die griechische Verwaltung ihr Amt erfüllt zu haben glaubt und doch kaum einem den Weg zum Genuß und Verständnis bereitet! Nur in dem ganz mit den Errungenschaften deutscher Tatkraft und deutscher Millionen angefüllten Museum zu Olympia fand

ich wenigstens französische Aufschriften; in Athen gar als einzigen Anschlag in einer Kultursprache an jeder Ecke ein . . . „Défense de toucher aux objets!“ Darauf beschränkte sich das „Entgegenkommen“ gegenüber denselben Fremden, deren ernster Wissenschaft, Arbeitsfreude, hingebender Begeisterung und nicht zuletzt Millionenopfern die barbarisierten Epigonen den weitaus größten Teil der gehobenen Schätze verdanken. Ist es nicht der richtige Bettlerhochmut, der aus solcher Unhöflichkeit spricht?

In puncto Höflichkeit und anständigem Museumsbetrieb könnten die Pseudonachkommen der perikleischen Griechen viel von den Türken lernen, die sie in ihrer Selbstüberhebung so verachten. Obwohl der Inhalt der schönen Konstantinopeler Sammlung meist türkischer Eigentätigkeit entstammt, finden wir darin nicht nur eine vorzügliche und würdige Ausstellung, sondern auch durchweg neben den sauberen türkischen Etiketten solche in französischer Sprache, auf glatten, sorgsam aufgezogenen Papptafeln. Und nicht etwa nur kurze Bezeichnungen, sondern recht ausführliche Erläuterungen, die Aufschluß über die kulturgeschichtliche Bedeutung der Gegenstände erteilen, oder gar den Inhalt feilschriftlicher Briefe, Verträge oder Wirtschaftsdokumente wiedergeben, was leider in den meisten westeuropäischen Sammlungen noch vielfach fehlt.

In bezug auf die Wächter der verschiedenen Ausgrabungsstätten ist in Griechenland derselbe Mangel an Rücksicht zu verzeichnen. Überall stößt der Reisende auf stumpe Bauerntölpel, die kein Sterbenswörtchen einer Kultursprache reden, obwohl es ein Leichtes wäre, unter den einfachen Griechen Leute zu finden, die sich in Amerika außer sonstigem Kulturschliff ein fließendes Englisch angeeignet haben. Ich fand zu meiner angenehmen Überraschung in den entlegenen Orten des Peloponnes unter Bauern, kleinen Händlern und sogar Soldaten solche „Engländer“. Aber nur der Pshylax in Epidaurus konnte einige dürftige Brocken Englisch, allen übrigen Wächtern stolzen Nationalgutes waren außer dem Neugriechischen nur die — internationalen Trinkgeldgebärden geläufig. Nirgends erfreute jenes liebevolle Verständnis, mit

dem selbst in dem kulturarmen Süditalien der einfache Kustode den Fremdling durch das seiner Obhut anvertraute Heiligtum geleitet und sich herzlich abmüht, in den verschiedensten Sprachensplittern seine Erklärungen zu geben.

Die Gerechtigkeit erfordert es jedoch, diesen bedauerlichen Zuständen in Museen und Ausgrabungsorten gegenüber zuzugestehen, daß wenigstens manche Museumsbauten recht gut sind, was Licht und Raum anbetrifft, und daß seit einigen Jahren die griechische archäologische Gesellschaft eine erfreuliche und fruchtbringende Mührigkeit entfaltet. Das Marmorpruntgebäude in Athen ist der Nation von einem opferfreudigen, im Ausland reich gewordenen Griechen hingestellt, und in ihm finden wir wenigstens manche Gipfelwerke hellenischer Kunst würdig aufgebaut, so daß ein voller ästhetischer Genuß ermöglicht wird. In Kandia sind auch weite, gut belichtete Räume geschaffen worden. Der Bau selbst jedoch ist so leicht und feuergefährlich, daß man mit Schauern daran denkt, wie leicht hier ein Brand mit einem Schlag der Menschheit für immer fast alle Kulturdokumente rauben könnte, die wir von der minoischen Epoche besitzen und durch deren Offenbarungen wir die Wurzeln der hellenischen Kultur um mehr denn ein Jahrtausend über Mykene zurückdatieren können.

Hier zeigt sich wieder in gefährlichster Form das mißliche Monopolbestreben der Griechen in archäologischen Dingen. Eifersüchtig bannen sie die Funde an ihr Land, und von den minoischen, erst in neuester Zeit erschlossenen ist so gut wie nichts nach auswärts gelangt. Engländer unter Evans und Italiener unter Halbherr durften die Schätze von Knossos und Phäastos ergraben; aber auch den kleinsten ans Tageslicht gezogenen Gegenstand mußten sie den Kretern überlassen. Der Wettbewerb ausländischen archäologischen Latendranges bringt es zustande, daß sich die Kulturnationen auf so scharfe Bedingungen einlassen und sich trotz ungeheurer Aufwendungen mit den teureren, oft prächtigen Veröffentlichungen und der Forschungsarbeit begnügen\*). Und während die kreti-

schen Pöllner das Reisegepäck der Touristen beim Verlassen der Insel durchschnüffeln und selbst dürftige Scherben nicht außer Landes lassen, verkommen im Magazinschutt in Kandia nutzlos wissenschaftlich bedeutsame Sachen, in deren Besitz sich ausländische Sammlungen glücklich schätzen würden. Denn nur für Schaustücke haben die Einheimischen Sinn. Das Ergebnis ist die Gefahr, daß ein einziger Brand alle existierenden Belege jener uralten Kultur auslöschen würde, da nirgendwo anders irgendwie belangreiche Dinge sich vorfinden.

Lobend möge noch die Bereitwilligkeit hervorgehoben werden, mit der die griechischen Museumsbeamten die Schaukästen öffnen und dem Forscher die Gegenstände zugänglich machen. Kein bürokratischer Formelkram beschwert diese Freundlichkeit, die dem an westeuropäische Sorgfalt Gewöhnten manchmal beinahe etwas unvorsichtig erscheint. Aber das erste Erfordernis wäre doch: genügende Etikettierung in mindestens einer Kultursprache.

Gefühl für Dankbarkeit und Höflichkeit läßt sich nun leider nicht erzwingen. Wohl aber bringt manchmal in dieser Hinsicht der Eigennutz Erleuchtung. Daher sollte man es den Neugriechen beibringen, daß es in ihrem eigenen Interesse läge, dem Fremden den wirklichen Genuß an den Hinterlassenschaften Altgriechenlands nach Möglichkeit zugänglich zu machen. Bezüglich der materiellen Reisebequemlichkeiten bleibt zwar auch noch recht viel zu tun übrig, aber seit 15 Jahren ist doch sehr viel Anerkennenswertes geschehen. Heute findet man schon in Nauplia, Korinth, Olympia usw. sehr ordentliche Unterkunft, und die Reisebureaus von Ghisolman, Rhallis oder Coof ebnen durch geschickte Organisation dem Reisenden überall die Wege. Die Griechen müssen aber begreifen lernen, welche Unlust zum Reisen den Fremden befällt, wenn er an den gewaltigen Trümmerstätten von jeder Bildung baren Burschen herumgewiesen wird und sich in den Sammlungen vergeblich zu orientieren

schen Forschertrieb die Stätte des Zeustempels zu Dodona zu kostspieligen Grabungen von der griechischen Regierung überlassen worden, zu den üblichen Bedingungen, d. h. sämtliche Funde verbleiben im Lande.

\*) Ganz neuerdings ist u. a. dem deut-

sucht, nur weil ein lächerlicher nationaler Dünkel keine andere als die übel verpönte „Sprache Homers“ duldet! Sie müssen endlich zu der Einsicht gebracht werden, daß die reisenden Fremden viele Millionen in ihr armes Land bringen, wieder andere Millionen von den ausländischen archäologischen Kommissionen dortselbst „vergraben“ werden, um ihnen immer neue Herrlichkeiten zu schenken, und daß für alle diese Wohltaten schon einige Rückzicht schuldig wird. Der Ausländer wird erzieherisch wirken, wenn er fordert, was ihm anstandshalber zukommt und dem Griechen zum Bewußtsein bringt, wie ungehörig und ungasflich sein falsch angebrachter Nationalstolz ist und wie nahe er an Bettlerhochmut streift. Der reisende Fremde muß es dem Griechen mit allen Mitteln begreiflich machen, daß, so sehr es ihn auch in das schöne Hellas zieht, er durch derartige Unarten abgeschreckt wird, häufiger zu erscheinen. G. Prosoroff

### Rechtsfragen

**Bereinfachung der Rechtspflege.** Das Preussische Abgeordnetenhaus hat in der Sitzung vom 8. März 1913 den Antrag der Abgeordneten Schiffer und Genossen wegen Anfechtung amtlicher Verfügungen in folgender Fassung angenommen:

Alle schriftlichen Entscheidungen, Bescheide, Beschlüsse, Anordnungen, Verbote und sonstige Verfügungen, die in einem durch preussische Rechtsvorschriften geregelten Verfahren ergehen und deren Anfechtung an eine Frist gebunden ist, müssen angeben, welche Rechtsmittel dagegen zulässig und in welcher Frist, in welcher Form und bei welcher Stelle sie anzubringen sind.

Es bedarf an dieser Stelle keiner Begründung dafür, daß die beschlossene Maßregel sich als zweckmäßig und wohlthätig für die Rechtssuchenden empfiehlt. Aber auch die

## Die Pfingsttour

Eine kleine Geschichte in 10 Bildern  
hergestellt mit  
„Agfa“  
Negativ-  
Material



Verlag der „Agfa“ Berlin SO 36  
Aktien-Gesellschaft für Anilinfabrikation

## Neue

### „Agfa“-Literatur!

## „Die Pfingsttour“

Eine kleine Geschichte in  
10 Bildern  
hergestellt mit

### „Agfa“-Negativmaterial.

Geschmackvolle Aufmachung  
Interessante Illustration  
Instruktiver Text

**Gratis** durch Photohändler  
oder vom Verlag:

„Agfa“ — ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION  
Berlin SO 36

Juristen müssen die Neuerung dankbar begrüßen. Die erkennenden Richter werden bei der Fülle der in Betracht kommenden Vorschriften, bei den Schwierigkeiten und Zweifeln, die namentlich das Verwaltungsrecht in bezug auf die Frage der Zuständigkeit der Behörden bietet, in Zukunft mancher überflüssigen und zeitraubenden Arbeit und mancher irrigen Entscheidung überhoben sein. Das Entsprechende gilt, und zwar in erhöhtem Maße, für die Rechtsanwälte. Da ihre Tätigkeit auf sämtlichen Gebieten des Rechts in Anspruch genommen wird, so können sie nicht mit sämtlichen Vorschriften und Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe gleichmäßig vertraut sein. Irrtümer zum Nachteil ihrer Auftraggeber

und also zu ihrem eigenen Nachteil lassen sich nicht vermeiden. Wenn sie deswegen die Übernahme solcher mit besonderen Gefahren verknüpften Aufträge ablehnen, soweit es möglich ist, kann man es ihnen kaum verdenken. In welchem Grade vollends Prozeßagenten und Rechtsauskunftsstellen auf dem Gebiete versagen müssen, bedarf keiner näheren Darlegung. Alle diese Organe der Rechtspflege werden eine erfreuliche Entlastung in Hinsicht auf Arbeit und Verantwortung darin erblicken, wenn die anzusehende Entscheidung selbst angibt, in welcher Frist, in welcher Form und an welcher Stelle das Rechtsmittel anzubringen ist.

Bamberger

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.  
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

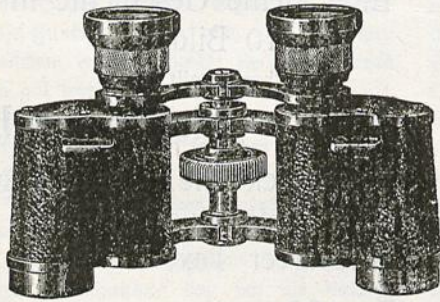
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8680, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Defauer Straße 86/87.

# Busch Prismen- Binokel



sind als

erstklassig  
weltbekannt.

Bei allen Optikern vorrätig.

Letzter Katalog mit Neuheiten  
kostenlos durch

**Emil Busch, A.-G., Rathenow**  
Optische Industrie.

Gegründet 1800.

Gegründet 1800.